

Zorn 5 - Kalter Rauch

Thriller

Bearbeitet von
Stephan Ludwig

1. Auflage 2015. Taschenbuch. ca. 416 S. Paperback

ISBN 978 3 596 03192 4

Format (B x L): 12,6 x 19 cm

Gewicht: 359 g

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Stephan Ludwig

Zorn

Kalter Rauch

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Eins

Es war exakt zwei Uhr einunddreißig, als der erste Fisch vom Himmel fiel.

Die Glocke der Kirche auf dem Hasenberg vibrierte noch, die Schläge der alten Turmuhr verhallten in der kühlen Nachtluft, dünne, verloren wirkende Töne.

Der Fisch, eine fingergroße Elritze, landete auf dem östlichen der vier Seitentürme, überschlug sich, rutschte das steile Kupferdach hinab, weiter über die Ziegel des Querhauses und blieb schließlich in der Dachrinne liegen.

Zwei Sekunden vergingen.

Dann klatschte eine Bachforelle neben einem Papierkorb auf das Pflaster vor dem Hauptportal. Das Licht einer gusseisernen Laterne spiegelte sich in den silbrigen Schuppen, es schien, als bewege sich das Tier, die letzten Zuckungen einer sterbenden Kreatur.

Die Menschen in den gepflegten Villen rund um den Fuß des Berges und die sternförmig abzweigenden Straßen schliefen tief und fest. Der Himmel über der Stadt war klar. Keine Wolke. Sterne funkelten.

Irgendwo bellte ein Hund.

Der nächste Fisch, ein Karpfen, durchschlug das Dach der Sakristei. Ein weiterer folgte. Noch einer. Und noch einer.

Der Regen begann.

Ein Prasseln, leise erst, dann anschwellend, als würde eine riesige Reisschüssel über der Kirche ausgeschüttet.

Die Fische stürzten vom Himmel, blitzende, stumme Geschosse, ein funkelnder Hagel ergoss sich über den mächtigen sechzig Meter hohen Backsteinbau. Die Tiere prallten auf den Hauptturm, zerplatzten auf dem Pflaster vor dem dreitürigen Haupteingang, verfrachten sich in den Wipfeln der umstehenden Bäume. Blut, Eingeweide und Schuppen bedeckten die Mauern, die geschnitzten Türen, die

geschwungenen gotischen Fenster. Die breite Freitreppe hinauf zum Berg verschwand unter einer pulsierenden, gekrümmten Masse. Fludern. Welse. Aale. Hechte. Die meisten schon vor dem Aufprall verendet, einige gefroren, andere scheinbar in den letzten Zuckungen liegend. Hunderte. Tausende. Ein wirres, zuckendes Durcheinander, ineinander verschlungen, ein schleimiges, in allen Farben schimmerndes Chaos.

Nach zwanzig Sekunden war es vorbei. So, wie es angefangen hatte, endete es, als habe jemand weit oben in der Stratosphäre einen Schalter umgelegt.

Unten am Kreisverkehr jaulte eine Alarmanlage auf, ein andert-halb Kilo schwerer Lachs hatte die Windschutzscheibe eines Audi durchschlagen. In den Villen gingen die ersten Lichter an, Köpfe erschienen in den Fenstern, verschlafen rümpften die Menschen die Nasen, der Gestank nach Fäulnis, Nässe und Verwesung sollte erst in den Morgenstunden verschwinden.

Der erste Notruf wurde um zwei Uhr vierunddreißig registriert, vierzig weitere gingen in der nächsten halben Stunde ein. Niemand war verletzt worden, die toten Fische lagen in einem Umkreis von hundert Metern um die Kirche verstreut, später wurden vereinzelte Kadaver in den Gärten, den Seitenstraßen und auf ein paar Hausdächern gefunden.

Kurz vor drei Uhr morgens rief ein ratloser Streifenbeamter zunächst bei der Stadtreinigung, später beim Veterinäramt, dann im Universitätsklinikum an. Ein Meteorologe wurde herbeigerufen, ein Mitarbeiter des Zoos gesellte sich dazu. Niemand konnte erklären, was geschehen war. Um vier Uhr titelte die Onlineausgabe des örtlichen Boulevardmagazins etwas ratlos und orthographisch nicht ganz korrekt von den *SCHLEIMIGEN VORBOTEN DER APPOKALYPSE AUF DEM HASENBERG*. Der zuständige Redakteur, ein fünfunddreißigjähriger ehemaliger Aushilfskellner, hatte im Internet auf die Schnelle nur krude Verschwörungstheorien und verschwommene Hinweise auf ähnliche, kaum dokumentierte und längst vergangene Ereignisse in Australien und Südengland finden können.

Im Morgenrauen begann das Aufräumen. Arbeiter in den orangefarbenen Westen der Stadtwerke schlurften missmutig über den Hügel und klaubten die größeren Kadaver von der Wiese, Feuerwehrleute reinigten mit Schläuchen das verschmierte Pflaster vor dem Portal, die Freitreppe, die Bänke. Uniformierte Streifenpolizisten wurden als Verstärkung hinzugezogen und das, sollte sich bald zeigen, war nicht nur im Hinblick auf ein schnelles Ende der Arbeiten von Vorteil. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als ein übernachteter junger Wachtmeister mit spitzen Fingern und verkniffenem Mund eine zerplatzte Rotfeder aus einem Papierkorb am Fuße der Freitreppe fischte. Was er darunter fand, halb verdeckt von zerknüllten Zeitungsresten und durchgeweichten Pappbechern, wäre unter anderen Umständen wohl nie entdeckt worden und für alle Zeiten in den Untiefen der städtischen Müllhalde verschwunden.

So aber geschah es, dass an diesem freundlichen Junimorgen ein künstliches Hüftgelenk mit der Seriennummer GZ-375469C-B3 in einem öffentlichen Papierkorb sichergestellt wurde. Ein Umstand, der zwar weit weniger verwirrend erschien als tonnenweise vom Himmel fallender Süßwasserfisch, aber trotzdem ausreichte, den Diensthabenden der zuständigen Polizeiwache herbeizurufen, welcher wiederum umgehend die Spurensicherung alarmierte.

Zwei Stunden später begannen die Ermittlungen.

Zwei

Gregor Zettl saß auf dem Sofa und wartete.

Seit neun Tagen tat er das jetzt. Nein, auf dem Sofa hatte er natürlich nicht gegessen, nicht die ganze Zeit. Er hatte geschlafen, gelesen, ferngesehen, all die Dinge getan, die jeder normale Mensch tut. Aber gewartet hatte er, jede einzelne Sekunde in diesen neun Tagen, mal bewusst, mal weniger bewusst.

Donata. Vor neun Tagen war sie morgens aus dem Haus gegangen. Wie immer hatte sie ihm einen Kuss auf die Stirn gegeben, wie immer hatte er nicht gewusst, was genau sie den ganzen Tag tun würde. Erst recht hatte er nicht wissen können, dass sie nicht zurückkehren würde. Nicht an diesem Tag, nicht am nächsten. Auch nicht am übernächsten.

Die Sonne fiel schräg ins Zimmer, blendete ihn. Gregor Zettl seufzte, faltete die Zeitung zusammen, stand schwerfällig auf und zog die Gardinen zu. Schwere fliederfarbene Samtvorhänge, er mochte die Farbe nicht, ebenso wenig den goldgelben Teppich, die dunkle, erdrückende Schrankwand mit den geschwungenen Messinggriffen, den geschliffenen Glastüren, den Geruch nach feuchten Fliesen und frischem Beton. Eigentlich gefiel ihm das ganze Haus nicht, ein zweistöckiger Neubau, eingezwängt zwischen identischen, ebenso gesichtslosen Einfamilienhäusern, innerhalb weniger Monate auf dem Gelände einer ehemaligen Kaserne am Stadtrand aus dem lehmigen Boden gestampft. Es war nicht seine Entscheidung gewesen, das winzige Grundstück zu kaufen und dieses Haus bauen zu lassen, natürlich nicht. Donata hatte es so gewollt.

Diskutiert hatte er nicht, das hatte er nie getan. Sie hatte die Verträge unterschrieben, sie war es, die sämtliche Entscheidungen in Gregor Zettls Leben traf. Sie sorgte für das Geld, für ihren Unterhalt. Wie sie das tat, hatte ihn nie interessiert.

Gregor, der Unsichere. Donata, die Macherin.

Gregor Zettl seufzte, kratzte sich am Kinn. Er musste sich rasieren, dringend. Donata achtete peinlich darauf, dass er sich pflegte.

Seit sechsundzwanzig Jahren waren sie verheiratet. Nein, Sorgen machte er sich nicht, noch nicht. In den letzten Jahren war sie immer wieder verreist, nach Frankreich, Spanien, Italien. Eine, manchmal zwei Wochen, geschäftlich, wie sie gesagt hatte, um Investoren zu treffen, er hatte nie nachgefragt. Allerdings hatte sie ihm vorher immer Bescheid gesagt, es war das erste Mal, dass sie einfach so wegblieb, sie wusste, dass er auf sie wartete, seit neun Tagen mittlerweile, das waren zweihundertsechzehn Stunden, sie ...

Es klingelte an der Tür.

Gregor Zettl verzog das Gesicht. Er hasste den schrillen, dissonanten Ton. Donata klingelte nie, sie benutzte den Schlüssel.

Zettl ging in den Flur. Sein Spiegelbild huschte über die Schrankwand, eine gedrungene, übergewichtige Gestalt, nicht zu vergleichen mit dem dünnen, fast mädchenhaften Jungen, der er vor dreißig Jahren gewesen war.

Ein weiteres Klingeln.

Er zögerte. Ging ins Gästebad, schob vorsichtig die Gardine zur Seite und sah hinaus in den Garten. Keinen der beiden Männer hatte er jemals gesehen, weder den Dunkelhaarigen in der Lederjacke noch den kleinen, glatzköpfigen Kerl in der ausgebeulten Cordhose. Gregor Zettl selbst bekam nie Besuch. Er hatte keine Ahnung, was die beiden wollten, sie sahen nicht so aus, als gehörten sie zu Donatas Freundeskreis. Eher wie Zeugen Jehovas oder GEZ-Fahnder, aber die gab es ja mittlerweile nicht mehr.

Egal. Jedenfalls niemand, mit dem er reden wollte.

Gregor Zettl trat zurück in den Schatten.

Hörte, wie der Kleine draußen fragte, was sie jetzt machen sollten.

»Keine Ahnung«, ertönte die mürrische Stimme des Dunkelhaarigen. »Du bist doch jetzt der Chef.«

*

»Würdest du hier leben wollen?«

Zorns Unterarme lagen auf dem Dach des Volvos, er hatte das Kinn abgestützt und sah sich um. Zwei Dutzend Häuser drängten sich in Reih und Glied in der Waldstraßensiedlung, die meisten noch im Bau. Im Hintergrund türmte sich eine riesige Schuttpyramide aus den Überresten der Kaserne.

»Die Frage stellt sich mir nicht. Ich bin zufrieden mit dem, was ich habe.«

Schröder sah sich ebenfalls um. Staub und aufgewirbelter Bau-

schutt tanzten in der Sonne. Schräg gegenüber parkte ein Möbelwagen vor einem der unverputzten Kästen, ein improvisierter Weg aus schiefen Holzpaletten führte über den winzigen, mit getrocknetem Schlamm bedeckten Vorgarten. Das Haus war noch eingerüstet, ein weißgekleideter Maler strich die Fassade in einem dunklen giftgrünen Farbton. Neben einem Schuttcontainer stand ein großer, in schreiend bunten Farben bemalter Gartenzwerg.

Schröder öffnete die Beifahrertür.

»Wir werden beobachtet«, sagte er beiläufig.

»Was?«

»Hinter dir. Jemand ist im Haus.«

Unwillkürlich drehte Zorn sich um. Das gelbe Doppelhaus, an dessen Tür sie soeben geklingelt hatten, wirkte verlassen. Ein niedriger Mauersockel grenzte das Grundstück zur Straße ab, ein halbes Dutzend eiserner, in das Mauerwerk einbetonierter Pfähle deutete darauf hin, dass hier noch ein Zaun errichtet werden sollte. Der Rasen dahinter war frisch gesät, rechts parkte ein staubiger grauer VW Polo in der Einfahrt. Die linke Hälfte wirkte verlassen, die Fenster waren dunkel, Zorn sah keine Gardinen. Die Grenze zwischen den Grundstücken wurde durch einen mannshohen hölzernen Fertigaun aus dem Baumarkt markiert. *WIR REALISIEREN IHR TRAUMHAUS!* verkündete ein riesiges Schild an der Straße, *ANSPRUCHSVOLL, ENERGIEEFFIZIENT UND PREISWERT!*

Zorn schob die Brille zurecht und stieg in den Volvo.

»Bist du sicher?«

Schröder antwortete nicht.

Natürlich ist er das, dachte Zorn, startete den Motor und fuhr an. Neben ihm verstaute Schröder die Aktentasche zwischen seinen kurzen Beinen. Die Räder drehten auf dem Schotter durch, die Straße war noch nicht geteert. Eine rötliche Staubwolke stieg auf.

»Nix wie weg hier.«

Zorn blinkte und bog auf die Schnellstraße am Stadtwald.

»Die Leute werden sich's schon schön machen«, sagte Schröder und schnallte sich umständlich an.

»Sicher doch«, murmelte Zorn und dachte an den riesigen Garten-
zweig. »Sie haben schon damit angefangen.«

*

»Die Adresse stimmt jedenfalls.« Schröder stand am Waschbecken
und füllte den Tank der Kaffeemaschine. Es war warm im Büro, sie
hatten ein Fenster gekippt. »Donata Zettl, verheiratet, selbständige
Maklerin.«

Zorn erwiderte nichts, er saß am Schreibtisch, den Blick auf den
Monitor seines Rechners gerichtet.

»Laut Krankenakte«, fuhr Schröder fort und drehte den Wasser-
hahn zu, »wurde ihr das Hüftgelenk vor anderthalb Jahren einge-
setzt.«

Zorn sah auf. Runzelte die Stirn, überlegte einen Moment und
fragte dann: »Wie schreibt man *Apokalypse*?«

»Wie meinen?«

»Mit einem P oder mit zweien?«

»Mit zweien.« Schröder ging zum Fenster und startete die Kaffee-
maschine. »Eins nach dem A, eins nach dem Ypsilon.«

»Ich meinte, ob nach dem A ein Doppel-P kommt«, sagte Zorn
und wandte sich wieder seinem Computer zu. »So schreiben's die
Idioten von der Zeitung.«

»Ja«, nickte Schröder. »Ich hab's auch gelesen.«

Fauchend erwachte die Kaffeemaschine zum Leben.

»Fischregen«, murmelte Zorn. »So ein Schwachsinn.«

»Theoretisch wär's möglich.« Schröder nahm Platz, rollte auf sei-
nem Bürostuhl zurück und faltete die Hände vor dem Bauch. »Ein
Tornado tobt über einem Gewässer, wirbelt die Tiere bis hinauf in
die Stratosphäre und läßt sie Hunderte Kilometer weiter wieder ab.
Das würde erklären, dass die Fische teilweise gefroren sind.«

»Wo hast du das denn her?«

»*Unerklärliche Phänomene*.« Schröder deutete auf Zorns Com-
puter. »Eine Webseite. Ziemlich reißerisch, aber nicht uninteressant.

Stellenweise jedenfalls. Eine weitere Theorie besagt, dass die Fische ...«

»Ich hasse Fisch.«

»Das ist mir bewusst, Chef.«

»Ich bin nicht mehr dein ...«

»Auch das ist mir bewusst.«

Sie sahen sich an.

»Sprich den Namen nicht aus, Schröder. Wage es nicht.«

»Das hatte ich nicht vor.« Schröder lächelte unmerklich. »Ich weiß, wie peinlich dir dein Vorname ist.«

Zorn setzte zu einer genervten Erwiderung an, doch Schröder kam ihm zuvor.

»Wir sollten das pragmatisch sehen. Du warst über zehn Jahre lang mein Chef, und ich habe mich daran gewöhnt, dich so zu nennen. Jetzt ist es umgekehrt, aber stell dir vor, *du* würdest *mich* Chef nennen. Das würde zwar unserem dienstlichen Verhältnis entsprechen, aber wir sollten das Wort *Chef*«, Schröder malte mit den Fingern ein paar Anführungszeichen in die Luft, »nicht als Position, sondern als Eigennamen verstehen. Sozusagen als deinen zweiten Vornamen. Oder Rufnamen, wenn dir das besser gefällt.«

Zorn runzelte die Stirn.

»Du nennst mich also Chef.«

»Genau, Chef.«

»Obwohl eigentlich *du* der Chef bist.«

»Auf dem Papier. Der theoretische Chef, sozusagen.«

»Aber praktisch gesehen, bist du doch auch der Chef!«

»Stimmt«, nickte Schröder. »Theoretisch jedenfalls.«

»Und welcher Chef bin *ich* dann?«

Schröder überlegte einen Moment.

»Der akustische?«

Zorn verstand kein Wort. Und das sah man ihm auch deutlich an.

»Es ist nur ein Wort«, erklärte Schröder. »Ohne Bedeutung.«

»Dann könnte ich dich ebenfalls Chef nennen«, erwiderte Zorn.

»Das Tohuwabohu sollten wir uns ersparen, Chef.«

Zorn nickte nachdenklich.

»Es ist einfach«, sagte Schröder nach einer Weile. »Ich bezeichne dich als etwas, das du längst nicht mehr bist, während du«, er deutete auf Zorn, »mich«, er deutete auf sich selbst, »eben *nicht* so bezeichnest.«

»Obwohl du's mittlerweile bist.«

»Yes.«

Der Duft des frischen Kaffees mischte sich mit der lauen Brise, die durch das geöffnete Fenster ins Büro drang.

Zorn holte tief Luft, stieß sie geräuschvoll wieder aus.

»Ich hab keinen Schimmer, was du mir eigentlich sagen willst.«

Schröder seufzte ebenfalls.

»Ich auch nicht.«

Ähnliche Gespräche hatten sie in den letzten Monaten immer wieder geführt. Sinnlose Wortwechsel, an denen beide ihren Spaß hatten. Eigentlich war die Situation klar: Jahrelang war Zorn Schröders Vorgesetzter gewesen, jetzt war es umgekehrt. Anfangs hatte Zorn damit gerechnet, Schwierigkeiten zu bekommen, vor allem mit sich selbst. Schließlich kannte er sich, seine Eitelkeit, seine Selbstsucht, irgendwie hatte es auf der Hand gelegen, dass er, Zorn, türenschiend wie eine verletzte Operndiva durch das Präsidium rennen und lamentierend über die schreiende Ungerechtigkeit klagen würde. Doch nichts dergleichen war geschehen. Zorn hatte in sich hineingehorcht, hatte nach einem Grummeln im Bauch gesucht, einem Stechen, etwas, das darauf hindeutete, dass er sich ungerecht behandelt fühlte, schließlich hatte er lange genug auf diesem Posten gesessen. Er hatte nichts gefunden. Das anfängliche Misstrauen den eigenen Gefühlen gegenüber war mit der Zeit einer gewissen Erleichterung gewichen, und schließlich hatte Zorn erfreut festgestellt, dass ihm seine Karriere egal war. Völlig egal. Schnurzpiepegal. Es interessierte ihn nicht, auch nicht (erst recht nicht), was die anderen im Präsidium dachten. Das alles war einfach nicht wichtig. Ging ihm am Arsch vorbei. Meilenweit sogar.

Und darauf war Hauptkommissar Claudius Zorn ein wenig stolz.

Zu Unrecht, wenn man es genau betrachtete. Denn in Wahrheit hatte sich so gut wie nichts geändert. Im Gegenteil, früher hatte er unliebsame Entscheidungen erst auf Schröder abwälzen müssen, das war nun nicht mehr nötig – abgesehen davon, dass Schröder sowieso der Klügere war, auch das wusste Zorn seit langem.

Alles war beim Alten geblieben. Zorn war der Muffel. Der Kindskopf, dessen Schläfen langsam grau wurden. Schröder der stille Entscheider. So war es vorher gewesen. Und so war es auch jetzt. Gut so.

Die Tür öffnete sich, Frieda Borck, die junge Staatsanwältin, erschien. Wie immer ließ sie sich keine Zeit für eine umständliche Begrüßung und kam sofort zur Sache.

»Was macht das Hüftgelenk?«

Die Frage war an Schröder gerichtet, doch es war Zorn, der antwortete.

»Danke der Nachfrage, ich fühl mich prima. Wenn man bedenkt, dass ich auf die fünfzig zugehe. Ein wenig steif vielleicht, aber ...«

»Ich warne Sie, Zorn.«

Das hätte sie gar nicht erst aussprechen müssen, ihr Blick war deutlich genug.

»Darf ich Ihnen«, flötete Zorn und wies zum Fenster, »einen Kaffee anbieten?«

»Das dürfen Sie. Aber ich will keinen.«

Stumm wandte sie sich an Schröder, dieser ging zum Schreibtisch und schlug eine dünne Akte auf.

»Wir haben das Hüftgelenk zugeordnet. Die Frau, der es eingesetzt wurde, haben wir bisher nicht erreicht. Donata Zettl, viel haben wir nicht über sie. Sechsendfünfzig, keine Vorstrafen und laut System«, Schröder blätterte um, »selbständige Maklerin, Handelskauffrau und Projektentwicklerin.«

Die Staatsanwältin strich sich eine Locke aus der Stirn.

»Was halten Sie von dem Fall?«

Schröder zögerte einen Moment, bevor er antwortete.

»Ich bin nicht sicher, ob wir's überhaupt mit einem Fall zu tun haben.«

»Ein künstliches Hüftgelenk landet nicht einfach so im Papierkorb«, sagte Frieda Borck. »Vor allem nicht, wenn es sich im Körper eines Menschen befunden hat.«

»Deswegen«, mischte Zorn sich ein, »wollten wir ihn vorhin befragen.«

»Ihn?«, fragte die Staatsanwältin.

»Den menschlichen Körper«, half Schröder.

»Danke für den Hinweis.« Frieda Borck hob die Stimme. Kaum merklich, doch es reichte, dass Zorn sich ein wenig in seinen Sessel duckte. »Es wäre nett, wenn Sie das Ganze ein wenig ernsthafter angehen würden, meine Herren.«

»Das tun wir«, erwiderte Schröder, ernster jetzt. »Ich werde noch einmal mit dem Krankenhaus telefonieren. Möglicherweise stimmt die Seriennummer in der Akte nicht, oder das Gelenk ist später ausgetauscht worden.«

Die Staatsanwältin musterte Schröder einen Moment, dann nickte sie. »Finden Sie die Frau.« Sie ging zur Tür, drehte sich noch einmal um. »Sprechen Sie mit den Angehörigen, dem behandelnden Arzt. Wenn sich herausstellen sollte, dass ihr dieses Gelenk implantiert wurde, müssen wir sie zur Fahndung ausschreiben.«

Ein weiteres Nicken, dann verließ sie das Büro.

Schröder wandte sich seinem Rechner zu. Zorn lehnte sich zurück, verschränkte die Hände hinter dem Kopf, starrte an die Decke und lauschte den letzten Tropfen, die leise glucksend in die Kaffeemaschine fielen.

So verging eine Weile.

Dann räusperte sich Zorn.

»Was macht eigentlich ein Projektentwickler?«

Schröder sah auf.

»Keine Ahnung.« Er zuckte die Achseln. »Projekte entwickeln?«

*

Am frühen Abend saß Gregor Zettl auf einer Holzbank im Garten seines Hauses. Nun, *Garten* war übertrieben, der schlauchförmige kümmerliche Rest des Grundstücks hinter dem Haus war höchstens vier Meter breit und knapp zehn Meter lang. Links und rechts hatte Donata Zypressen anpflanzen lassen, dunkelgrüne, drei Meter hohe Wände, die dem Garten den Anschein eines Tunnels gaben. Gregor Zettl war das egal, wichtig war nur, dass er so vor neugierigen Blicken verborgen war. Ein kurzer, mit rosafarbenen Marmorkieseln ausgelegter Weg führte zur hinteren Grundstücksgrenze, dort stand ein winziger Holzschuppen. Für die Gartengeräte, hatte Donata gesagt, die würden sie später anschaffen. Daneben hatte sie einen weiß verputzten Kaminofen aufstellen lassen, hier, hatte sie gemeint, würden sie grillen können, mit Freunden, vielleicht auch mit den Nachbarn, vorausgesetzt, sie würden sich als nett erweisen.

Weiter rechts ragte der obere Teil des Schuttbergs in den Himmel. Die Sonne stand tief, eine gleißende Corona aus rötlichem Licht umhüllte den Berg und verlieh ihm etwas Majestätisches, Geheimnisvolles.

Gregor Zettl nippte an einem Glas Mineralwasser, leckte sich die Lippen und stellte es neben sich auf eine Betonplatte. Er war jetzt zweiundfünfzig, in letzter Zeit wurden seine Bewegungen langsamer, steifer, als würde er in einem Korsett stecken. Etwas schwerfällig lehnte er sich zurück, das weiße Hemd spannte über dem Bauch. Neulich, beim Duschen, hatte er einen zufälligen Blick in den großen Badspiegel geworfen, kurz nur, der Anblick hatte ihm nicht gefallen, der schmale, hängende Brustkorb, die schlaffe Haut an den Unterarmen, die mageren Beine. Er hatte eines von Donatas Handtüchern vor den Spiegel gehängt und gehofft, dass es so lange dort bleiben würde, bis er nicht mehr daran denken würde.

Zettl faltete die Hände vor dem Bauch, lehnte den Kopf an die Hauswand und schloss die Augen. Links von ihm fiel eine Tür ins Schloss, ein Kind begann zu weinen, nah, kaum gedämpft durch die Hecke. Es klang, als würde es direkt neben ihm stehen. Ein weiteres fiel ein, wahrscheinlich ein paar Jahre älter. Die neuen Nachbarn, er

hatte sie noch nicht gesehen, sie waren erst vor ein paar Tagen eingezogen.

Andere Geräusche drangen kaum zu Gregor Zettl. Das Zwitschern der Vögel, das Zirpen der Grillen, all dies wurde vom Rauschen stetig vorbeifahrender Autos übertönt. *Wohnen direkt am Stadtwald* hatte es in dem Prospekt geheißen, den Donata ihm vor einem Jahr gezeigt hatte. Das stimmte, wenn man davon absah, dass eine Schnellstraße zwischen der Grundstücksgrenze und dem Waldrand lag.

Neun Tage, dachte Gregor Zettl, sind eine lange Zeit.

Er spürte den rauen Beton am kahlen Hinterkopf. Gedankenverloren drehte er den Ehering an seinem Finger, ein blauer Edelstein blitzte, das Metall verschwand fast in der fleischigen Haut. Gegenüber dröhnte ein Lkw über die Schnellstraße. Hinter ihm, im Wohnzimmer, klirrten Donatas Kristallgläser im Schrank. Dort lag auch sein Handy, ein altes hellblaues Nokia, er benutzte es so gut wie nie. Vor ein paar Stunden, kurz nachdem die beiden Männer davongefahren waren, hatte er Donatas Nummer gewählt. Ihr Telefon war aus.

Zettl stand auf, streckte den Rücken. Überlegte, ob er hineingehen sollte, dann dachte er an die Briefe auf dem Couchtisch, es waren fünf, zwei davon waren Einschreiben. Er hatte sie nicht geöffnet, das tat er nie, Donata kümmerte sich um die Post.

Er zögerte, sah hinauf zum Abendhimmel. Ein schmales, dunkel werdendes Rechteck. Keine Wolke, morgen würde er die Hecke gießen müssen. Und den Rasen, den durfte er nicht vergessen. Er dachte an den Briefkasten vorn an der Straße, daran, dass er ihn seit einer Woche nicht geleert hatte, dass wahrscheinlich weitere dieser dünnen, amtlich aussehenden Briefe darin lagen.

Es wurde kühl. Er musste hineingehen, um sich eine Strickjacke zu holen. Vielleicht auch den blauen Westover, er hing an der Garderobe neben Donatas Regenmantel. Vorher, fiel ihm ein, würde er nach oben gehen, in ihr Zimmer. Im Kleiderschrank nachsehen, ob ihr Koffer da war. Wenn Donata verreist war, hatte sie ihn sicherlich mitgenommen.

Er bückte sich, hob das Glas auf. Warf einen letzten Blick in den Garten. Stutzte. Zunächst hielt er das, was hinten vor dem Schuppen auf dem Weg lag, für ein Seil. Zögernd ging er darauf zu, seine Schritte knirschten auf dem rosafarbenen Kies. Am Rande registrierte er, dass die Kinder nebenan nicht mehr weinten, er hatte nicht mitbekommen, wann sie aufgehört hatten.

Nein, das war kein Seil. Im Näherkommen dachte er an eine Schlange. Eine große, grün schimmernde Schlange, dick wie der Unterarm eines Kindes.

Zettl hockte sich hin. Stellte das Glas neben sich ab, Wasser schwappte über und versickerte im Gras. Er achtete nicht darauf, sein Blick war starr nach unten gerichtet.

Auf die spitzen Zähne, die schuppige Haut. Die Flossen. Und auf die Augen, kreisrund, schwarz, von einem milchigen Schimmer überzogen.

Gregor Zettl verzog das Gesicht.

Ein traniger, schlammiger Geruch stieg ihm in die Nase.

In seinem Garten krümmte sich ein toter Aal.

*

Es war fast dunkel, als Claudius Zorn an diesem Abend den Fahrstuhl im vierzehnten Stock verließ, den vertrauten Geruch nach klammer Unterwäsche und Bohnerwachs in der Nase, das Quiet-schen seiner Sohlen auf dem rissigen Linoleum im Ohr. Als er eine Viertelstunde später mit einem Glas Martini in der Hand am Wohnzimmerfenster stand und beobachtete, wie die Sonne hinter der Neustadt im Dunst versank, dachte er weder an künstliche Hüftgelenke noch an Fische, die plötzlich vom Himmel regneten. Auch nicht an Schröder, der noch immer im Büro saß, Pfefferminztee trank und medizinische Berichte über Gelenkoperationen studierte.

Claudius Zorn dachte an nichts. Nicht an die Zukunft, nicht an die Vergangenheit. Er nippte ab und zu an seinem Glas, zählte die Flugzeuge, deren Kondensstreifen im schwindenden Licht aufleuchteten,

lauschte dem leisen Klirren der Eiswürfel und genoss die Ruhe. Die Leere in seinem Kopf, die langsam aufsteigende Wärme, ein weiches, angenehmes Pulsieren.

Nichts fehlte. Keine Wünsche, kein Verlangen.

Es hatte lange gedauert. Wochen, Monate. Natürlich, sie war immer noch da, versteckte sich irgendwo in seinem Kopf, vielleicht auch in seinem Herzen, er wusste es nicht. Zunächst hatte er sie mit Gewalt verdrängen wollen, wütend, mit zusammengebissenen Zähnen hatte er gegen sie gekämpft, es hatte nicht funktioniert. Nach einer Weile war sie schwächer geworden, allmählich verblasst, zumindest tagsüber aus seinen Gedanken verschwunden, dann, wenn er mit Schröder zusammen war, die Gespräche, die Arbeit hatten ihn abgelenkt. Die Abende waren schlimm gewesen, die Nächte noch schlimmer, Zorn hatte die Minuten gezählt, die Stunden, die Tage, hatte gerechnet, immer wieder, neun Monate, dann wurde ein Mensch geboren, im September musste es so weit sein.

Ununterbrochen hatte er daran gedacht. Eine Endlosschleife, ein Film, der immer und immer wieder abgelaufen war. Bis ihm bewusst wurde, dass ihn das alles auffraß. Dass es sinnlos war, etwas daran ändern zu wollen, er hatte es oft genug versucht. Seine einzige Chance war, alles zu vergessen.

Dass sie nicht mehr da waren, verschwunden aus seinem Leben.

Malina. Und sein Kind.

Zorn war sicher gewesen, dass er einen Sohn bekäme. Jetzt war er weg. Gegangen, bevor Zorn ihn überhaupt kennenlernen würde.

Die Sonne war untergegangen. Zorn öffnete das Fenster, schnippte die Zigarette hinaus. Er rauchte wieder in der Wohnung, es gab niemanden mehr, den er vor dem Qualm schützen musste. Langsam segelte die Zigarette nach unten, Funken stoben, zerbarsten an der rissigen Betonfassade.

Zorn sah nach unten. Noch immer dachte er nicht an Malina. Auch nicht an sein Kind. Stattdessen überlegte er, wie lange es wohl dauern würde, bis er auf dem schmutzigen Plattenweg neben dem Parkplatz aufschlagen würde. Was ihm wohl durch den Kopf gehen

würde, in diesen letzten Sekunden, bevor sein Schädel in tausend Stücke barst. Wenn er jetzt einfach sprang.

Schwachsinn, murmelte Zorn.

Gähnte. Trank einen weiteren Schluck und hatte sofort wieder vergessen, was ihm soeben durch den Kopf geschossen war.

Als er später ins Schlafzimmer ging, spürte er einen leichten, nicht unangenehmen Schwindel, seufzend sank er aufs Bett und vergrub das Gesicht in den Kissen.

Kurz darauf schlief er tief und fest.

Keine Träume.

Gut so.

Drei

Gregor Zettl ging ungern aus dem Haus. Er fühlte sich unwohl in Gesellschaft anderer Menschen, bedrängt, eingeengt von der Masse. Es ging ihm besser, wenn er allein war, unbeobachtet, abgeschirmt vor den Blicken der Außenwelt.

Kein Wunder also, dass er den Einkauf so schnell wie möglich hinter sich bringen wollte. Zwei weitere Tage waren vergangen, am Morgen hatte er nach einem Blick in den Kühlschrank festgestellt, dass fast nichts mehr im Haus war.

Es war kurz vor Mittag. Als die Glastüren vor dem Einkaufswagen beiseiteglitten, registrierte Zettl erleichtert, dass der Supermarkt am Rande des Stadtwaldes so gut wie leer war. Zügig steuerte er auf das Regal mit den Fertiggerichten zu und verstaute je eine Dose Ravioli, Hühnersuppe und Bohneneintopf im Wagen. Überlegte einen Moment, griff zu und stellte wahllos ein paar weitere Büchsen dazu. Er ging zu den Mikrowellengerichten, nach kurzem Zögern entschied er sich für eine Doppelpackung Putengeschnetzeltes (*Deftig wie bei Muttern!*) und zwei Tüten Milchreis. Einfache, schnell zubereitete Dinge, wahrscheinlich würde alles gleich schmecken, aber es machte

satt, dachte Gregor Zettl, schob den Wagen weiter zum Süßwarenregal und studierte stirnrunzelnd die aneinandergereihten Schokoladentafeln. Vier Großpackungen landeten im Wagen, er mochte Schokolade, ebenso wie Kaffee, aber davon, erinnerte er sich, stand noch eine volle Packung im Schrank neben der Spüle.

Fröstelnd zog er die Schultern hoch. Die Klimaanlage musste riesig sein, es war mindestens zehn Grad kälter als draußen in der Sonne. Die trockene künstliche Luft kribbelte unangenehm in der Nase, Zettl überlegte, ob er nach hinten zu den Getränken gehen sollte, entschied sich dann dagegen. Was das betraf, war er genügsam, Leitungswasser und Kaffee reichten aus.

Die Kassiererin, ein mageres, höchstens achtzehnjähriges Ding mit blonden, an den Spitzen schwarz gefärbten Haaren, begrüßte ihn mit einem Lächeln. Zettl lächelte zurück, räumte die Einkäufe auf das Laufband und versuchte, den blechern aus den Lautsprechern dringenden Schlager zu ignorieren, ebenso das ohrenbetäubende Piepsen, mit dem die Barcodes eingescannt wurden. Die Frage, ob er Bargeld abheben wolle, verneinte er höflich, reichte seine EC-Karte hinüber und begann, die Büchsen in einer Plastiktüte zu verstauen.

»Huch!«, sagte die Kassiererin.

Zettl hielt inne, eine Dose Königsberger Klopse in der Hand.

»Ich glaube«, lächelte sie, »wir haben ein kleines Problem.«

Er fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen, trat einen Schritt näher. Die Kassiererin deutete auf das Lesegerät.

Karte nicht lesbar.

»Komisch«, murmelte Gregor Zettl.

»Das kann natürlich am Gerät liegen.« Sie lächelte noch immer, professionell, offensichtlich tat sie den ganzen Tag nichts anderes.

»Soll ich noch einmal ...«

»Nein, nein«, unterbrach er.

Das war ihm peinlich, sehr sogar. Ein dünner Schweißfilm bildete sich auf seiner Glatze. Zum Glück war niemand weiter in der Nähe, er klopfte seine Hosentaschen nach Bargeld ab, förderte schließlich einen zerknüllten Zwanzigeuroschein zutage.

»Das passiert ständig«, sie verstaute den Schein in der Kasse und reichte ihm das Wechselgeld. »Die Dinger sind total unzuverlässig.«

Gregor Zettl nickte. Seine Finger zitterten kaum merklich, als er die EC-Karte wieder in seiner abgewetzten Brieftasche verstaute.

»Das glaub ich«, sagte er.

Aber das tat er nicht. Jedenfalls nicht ganz.

Irgendetwas sagte ihm, dass das nicht stimmte.

*

Die Ampel sprang auf grün. Ruckelnd fuhr der graue Polo an, das Getriebe protestierte mit einem Krachen, als Zettl in den zweiten Gang schaltete und in die Schotterstraße zur Waldstraßensiedlung einbog. Nein, Gregor Zettl war kein guter Fahrer, trotzdem nutzte er das Auto, auch für kurze Strecken. Das Laufen lag ihm nicht, er fühlte sich ungeschützt, wenn er zu Fuß unter freiem Himmel unterwegs war.

Steif saß er hinter dem Steuer, den Kopf nach vorn gereckt, das Lenkrad fest umklammert. Schotter klapperte gegen die Radkästen. Er fuhr langsam, die Sonne schien ihm direkt ins Gesicht. Mit zusammengekniffenen Augen näherte er sich dem gelben Haus, blinkte und parkte schließlich in der Einfahrt. Zettl stieß einen erleichterten Seufzer aus und schloss kurz die Augen. Dann gab er sich einen Ruck, stemmte sich schwerfällig aus dem Sitz, öffnete den Kofferraum und griff nach der Tüte mit den Einkäufen.

Die Gestalt, die sich neben dem Haus aus dem Schatten löste, bemerkte er zunächst nicht. Langsam kam der Mann herbeigeschlenkert, nahm einen tiefen Zug aus seiner Zigarette und trat die Kippe im Schotter aus. Das Knirschen der Kiesel ließ Zettl aufhorchen.

»Schön, dass ich Sie endlich mal erreiche«, sagte der Dunkelhaarige, stieß den Rauch durch die Nase aus und streckte dem verdutzten Zettl einen Ausweis entgegen. »Mein Name ist Zorn. Ich würde mich gern mit Ihnen unterhalten.«

*